

Im offenen Wagen ... durch soziale Welten ... die „Windsbräute“ im Rücken

(Ein wür-digendes Schauspill in fear Szänen)

Laudatio für Gert Schmidt zur Verabschiedung von der Universität Erlangen

von Markus Pohlmann

Meine Damen und Herren, der Anlass, der uns heute zusammenführt, ist ein trauriger und ein schöner zugleich. Traurig, weil uns Gert Schmidt in seiner „institutionalisierten Form“ langsam zu entschwinden droht. Und schön, weil dies nicht nur ein Abschied, sondern auch eine „Freisetzung“ ist, die es sich immer zu feiern lohnt. Ödon von Horvaths Satz: „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich nie dazu“ zeigt in ironischer Weise die Sehnsucht an, die sich mit einer solchen „Freisetzung“ verbindet: Und dann kommt man auf einmal dazu und vieles ist ganz anders, nur man selbst nicht. Aber, keine Angst, für Gert Schmidt trifft dies nicht zu. Er hat sich vom Wissenschaftsbetrieb nie unterjochen lassen und ihm auch immer ganz andere Seiten abgewinnen können: was oft ein Kunststück ist. Er hat „anderes“ immer wieder in den Wissenschaftsbetrieb hineingetragen und diesem damit oft seine „angesträngte Blässe“ genommen. Die „fröhliche Wissenschaft“ ist für Gert Schmidt nicht nur Lippenbekenntnis, sondern in unangestregter Weise alltägliche Praxis. So kann die Frage, die sich heute stellt, nicht lauten: Was macht Gert Schmidt ohne den Wissenschaftsbetrieb, sondern ganz umgekehrt: Wie ergeht es diesem ohne ihn?

Sie erraten wahrscheinlich schon, wie die Antwort darauf lauten wird. Sie lässt sich einfach an seinen Verdiensten ablesen, auf welche dieser nun zumindest teilweise verzichten muss. Ich möchte und kann hier jedoch keineswegs alles auflisten, womit sich Gert Schmidt um unser Fach und die Universität verdient gemacht hat, erlaube mir aber stattdessen einen kurzen Ausflug zu einigen Stationen seines Wirkens.

Ich beginne mit einem Stück Prinzregententorte und einer Flasche Coca-Cola, den wichtigsten Überlebensmitteln eines jungen Studenten in den noch kargen Räumen eines mittlerweile hinlänglich bekannten Instituts in der Viktor-Scheffel-Straße in München. Es war unter anderem dieses „Frühstück“, das bei seinen Kol-

legen bleibenden Eindruck hinterließ und ihm die harte industriesoziologische Arbeit versüßte. Aus den Höhen der Weberschen Theorie kommend, mit einem spielerischen Sprach- und Schreibhabitus begabt, wollte sich der junge Student nun mit den Realitäten des Arbeiter- und Fabriklebens auseinandersetzen und seinen Weg durch das ihm damals noch fremde Terrain industriesoziologischer Forschung finden. Die Wegzehrung, die er dazu nutzte, scheint aus heutiger Sicht nicht zufällig gewählt. Sie ist vielmehr geeignet, uns Aufschluss über die welt-räumlichen Prägungen des jungen Studenten (und seinem späteren Werk) zu geben. Mit der Prinzregententorte hatte er sich ein bayrisches Paradestück gewählt – aus Schichten von Biskuitteig und Schokoladenbuttercreme zusammengesetzt. Dabei symbolisiert traditionellerweise die Creme die Liebe des Volkes zum Bayerischen Königshaus, durch welche die Böden, das bedeutet die acht (heute sieben) Regierungsbezirke Bayerns zusammengehalten werden.¹ Seine frühe Reminiszenz an bayerische Traditionen scheint insbesondere deswegen passend, weil ihn trotz eines ausgedehnten wissenschaftlichen Nomadentums Bayern und München nicht mehr los lassen sollten. Was für seine aus dem Osten Deutschlands nach Bamberg und Aalen kommende Familie eine späte, teilweise nur vorübergehende Station war, bildete für ihn, den damals zehnjährigen Buben, die neue Wahlheimat. Im Studium bestätigte sich dann diese Affinität oder Wahlverwandtschaft. Sie brachte ihn zu jenem späten Wahlmünchner, den nicht allein die Geldsorgen, sondern auch die Liebe von Heidelberg nach München trieben und dessen Werk sich der Student zeitlebens nicht nur verpflichtet fühlte, sondern das ihm eine Passion theoretischen Denkens und Arbeitens schuf. Prinzregententorte und Max Weber – das ist eine Mischung, die vielleicht nur in München „zusammengeht“ und ganz charakteristisch für den Studenten und späteren Professor erscheint.

Doch vergessen wir die *Coca-Cola* nicht. Ohne sie wäre das Bild unvollständig. Dieses mystische Getränk mit seinen ebenso verteufelten wie geschätzten Wirkungen steht für des Studenten zweite Wahl- und Werksheimat: für die USA und ihr unbestrittenes Zentrum: New York. Ähnlich wie der Kaffee, der seinen Siegeszug nicht zufällig im puritanischen England hält und die gemütliche Bier-suppe als Frühstück verdrängt, steht Coca-Cola für die zweite Welle ruheloser Geschäftigkeit. Sie wurde *das* prototypische Genussmittel der heranwachsenden Wirtschaftsmacht USA. 1929 in Deutschland eingeführt, erfährt die kokain- und später koffeinhaltige Brause nach dem Krieg eine Renaissance in Dosen und Flaschen, die offensichtlich auch den jungen Knaben irgendwann beeindruckt hat. Die Entbehrungen der Nachkriegszeit werden ebenso wie die zahlreichen

1 Die Prinzregentenjahre wurden zum goldenen Zeitalter Bayerns erkoren, auch wenn man dem weltfremden, verschwenderischen König Ludwig II. noch etwas nachtrauerte. Mit ihnen verbindet sich auch der deutsche „Jugendstil“, der in München seinen Namen bekam und – in die Wissenschaft übersetzt – zu einem späteren Markenzeichen des Studenten werden sollte.

Streifzüge durch die nahe „Amerikanersiedlung“ dabei geholfen haben, jene Trinkkultur aufzunehmen. Jedenfalls erweist sich der junge Student für die Arbeit am ISF München auf diese Weise bestens gerüstet, erscheint den Kollegen als geschäftig und intellektuell „wach“, also bestens gewappnet, um die empirische Kärnerarbeit am Institut zu leisten.

Zahlreiche Arbeiten entstehen unter dem Einfluss von Coca-Cola und Prinzregententorte. Die Typologie-Studie über die Tätigkeitsfelder von Angestellten und Arbeitern, an der er mit Norbert Altmann und Günther Bechtle zusammen arbeitete, bildete einen ersten Baustein für das Wirken des noch jungen ISF München. Parallel dazu arbeitete Constanz Seyfahrt über Jugendarbeitslosigkeit und unter der Leitung von Burkhard Lutz entsteht der „Sternreport“ zur Berufsentwicklung in Deutschland. Auch ein erstes international vergleichendes Projekt in der Industriesoziologie wird später durchgeführt und schafft ihm einen intensiven Kontakt zu Bill Glaser von der New School of Social Research in den USA. Zusammen mit Friedrich Welz entstehen Schriften zu den Arbeitern und ihrem beruflichen Aufstieg. Aber auch das Max-Weber-Archiv mit Francis, Lepsius und Treinen fordern den Studenten, und später den wissenschaftlichen Mitarbeiter heraus; von den allabendlichen Küchengesprächen mit den Bechtle ganz zu schweigen.²

Szenenwechsel: Im Jahre 1999 besteigt ein Fahrgast in New York ein Taxi. Wir haben ihm vorsichtshalber die Augen verbunden, um ihn auf die Probe zu stellen. Der Fahrer des Taxis heißt Mr. Johnson. Er fährt seit fast dreißig Jahren das Taxi mit der Nummer 1011. Der kräftige, etwas schwerfällige und sich ruhig bewegende Afro-Amerikaner mit dem silbergrauen Haar passt gut zu seinem Taxi, das der Fahrgast nun langsam zu inspizieren und zu identifizieren beginnt. In seinen Worten: „Freilich: die Maschine läuft schön rund – sanft brummend – und auch die Gangwechsel der langsam arbeitenden, schlupfrig-schlubbrigen 3-Gang-Borg-Warner-Automatik, hören und fühlen sich gut an. Ein GM-V 8-Motor ist's, der das Auto vorwärts treibt. Nicht gerade sportlich-behende ist das Ding, aber genügend Kraft vermittelnd für New Yorks Autoalltagspulsieren“. Bei jeder Beschleunigung zeige sich rasch, so der Fahrgast weiter, „daß der V 8 das Fahrwerk ‚überholen‘ könnte; da prügelt die massige Hinterachse die Federn und Dämpfer ins Chassis, und die schwere Karosse stampft und wankt beachtlich bis beängstigend über die erbarmungslose Krater- und Hügelandschaft von New Yorks Straßen. Freilich, Chance mit dem Kopf ans Dach zu klopfen, hat der Passagier nicht – zu groß ist der Abstand von Haupthaar zur Plastikhimmelverkleidung oben! Nein, trotz Rumpeln und einigem Klappern: das Auto ist – wie man in Bayern sagen würde – noch „gut beinand“. Selbst die rechte hintere Türe – wie oft mag sie zugeschlagen worden sein? – fällt noch entschlossen ins Schloß – und doch

2 Entspannung bietet immerhin ein 2CV namens Rosinante.

ahnt das Ohr (natürlich nur das für solche Sachen langjährig besonders aus- und eingebil- dete) dem Schließ-Einrast-Geräusch metallene Rundungen ab: Abrieb, der halt den vielen gleichgültigen Gästen geschuldet ist“. Sie ahnen bestimmt, wer der Fahrgast ist, dem wir die Augen verbunden haben und der mit schlafwandlerischer Sicherheit die Feinheiten des Autos identifiziert – aber ahnen sie auch, um welches Auto es sich handelt? Es ist ein 78er Checker, 1810 Kg schwer mit einem Verbrauch von rund 20 Litern auf 100 km. Ein Auto, das wir aus vielen Filmen kennen und das 1999 vom Aussterben bedroht ist. Denn natürlich ist der Fahrgast nicht zufällig im Auto von Mr. Johnson gelandet, sondern hat sich ganz gezielt auf die Suche nach dem letzten Checker-Taxi von New York begeben. 1993 waren es noch 10, so schreibt er, 1997 nur noch 2 – und jetzt gebe es eben nur noch eines, dieses eine! Und in den nächsten Monaten werden die Checker-Taxis wohl ganz aus New York verschwunden sein. Grund genug also für den Fahrgast, der aussterbenden Spezies kultursoziologisch nachzuspüren. Wäre er weniger Soziologe und noch mehr Autofan gewesen, dann hätte er wahrscheinlich die 134 500 US\$ überboten, die dieses Auto schließlich in einer Versteigerung erbrachte. Nun könnte man diese Autobekämpfung als Tick des Fahrgastes abtun oder als Exzentrik, aber es ist mehr: Dahinter stecken Leidenschaft, Passion, vielleicht sogar Erotik: also die besten Voraussetzungen für wissenschaftliches Arbeiten. Sublimiert in kultursoziologischem Sachverstand, der ihn mit ebensolcher Verve der Zeit der Heckflossen nachspüren oder Stadtbilder von spiegelnden Autodächern fotografieren lässt.

Doch verfolgen wir die Geschichte des Fahrgastes etwas zurück. Exakt dreißig Jahre zuvor wurde er dank eines VW-Stipendiums in die USA „entlassen“, studierte und arbeitete für knapp zwei Jahre an der New York City Universität³. Man kann sicher nicht sagen, dass er in dieser Zeit einfach nur brav promovierte, vielleicht sorgte er gerade deswegen für einen furiosen Abschluss. Nicht nur, dass er seine Doktorarbeit dann im Laufe eines halben Jahres verfasste, sondern er tat dies in einer Qualität, die ihr bis heute einen bleibenden Stellenwert sichert. Der Grund dafür ist im Rückblicken noch erstaunlicher: Der 26 Jahre junge Doktorand zeigt sich in seinem Text gänzlich unbeeindruckt von dem Furor der Studentenbewegung. Er entwickelt hier bereits eine Argumentationslinie, die sein Werk bis heute kennzeichnet. Es ist nicht nur der distanzierte Blick auf die Soziologie, sondern die Wahrnehmung ihrer Thematisierungsformen als zeitgeschichtliche, die ihn zur

3 „Es stünde mir schon zu: der letzte deutsche Gast in diesem Checker gewesen zu sein! Irgendwie könnte es meine New York Story schon sein! Ein alter New Yorker bin ich – dreißig Jahre lang und länger ein wenig verrückt gespielt mit dieser schönen großen Stadt – 'ne gute Weile hier gelebt als noch ziemlich jung, dann immer wieder dagewesen, gebunden an diese Stadt-Stätte über Anschauen und Hinriechen, über Anschauung, Zuneigung und gehabte Ängste – über das kleine Triumphieren und Scheitern auch – über Versagen und Gelingen – über Ortserleben in Gesprächen, Bildern ...“.

Reflexion auf ihre Praxis zwingt und zugleich widerständig gegen zeitgeistige Moden macht. Von jener Jahrhundertwende zum „amerikanischen Zeitalter“ bis zur Nachkriegszeit weist er am Beispiel der „Psychophysik der industriellen Arbeit“ auf, wie in deren Setzungen Herrschaftsformen eingelassen, ja „eingearbeitet“ sind, welche die Herrschaft selbst durch ihre spezifische Art der Thematisierung „entthematisieren“ – und daher die frühe US-amerikanische Industriesoziologie mehr Herrschaftspraxis gewesen sei als Herrschaftskritik. Damit ist das Panorama auch für viele seiner späteren Arbeiten entwickelt: Zum Vorschein kommt immer wieder ein un-zeitgeistiger Kommentator der Thematisierungslogiken des Fachs, dem Weber nicht zur Exegese reicht, sondern der bestimmte Argumentationsfäden dessen Werkes aufnimmt und in analytischer Auseinandersetzung mit der je gegenwärtigen gesellschaftlichen Praxis fortspinnt.

Damit sind wir auch schon, mit einem kleinen Zeitsprung, in Ostwestfalen. Aus dem Doktoranden ist ein ordentlicher Professor geworden, nach einem Zwischenspiel in der Dortmunder Sozialforschungsstelle und an der Universität Duisburg ist er an jener ausgesucht schönen Reformuniversität Bielefeld gelandet, deren funktionalem Charme sich auch der abgeneigte Besucher auf Dauer nicht entziehen kann. Die Soziologie ist hier so mächtig, dass sie gleich zwei Fußballmannschaften der Dozenten aufbieten kann. Der Professor aber steht dem Bielefelder Sturm und Drang ebenso gelassen gegenüber wie seinem Intrigantenstadl, als dessen Intendant er sich Jahre später bewähren muss. Er spielt lieber mit dem leider inzwischen verstorbenen Hans-Joachim Braczyk Tennis, in – als Links- und Rechtshänder – gewohnt fintenreicher Manier, und bewahrt sich jene gelassene Integrität, mit der er auch in dieser Zeit der Sektion Industriesoziologie vorsteht. Diese befindet sich Mitte der 80er Jahre in einer Zeitenwende, über die auch der Rausch der Diskussion der Kern/Schumannschen Produktionskonzepte nicht hinwegtäuschen kann. Wie formulierte es Arno Schmidt in „Nobodaddys Kinder“: „*Die Nacht hatte den Mond als rotes rundes Schlußlicht hinten dran.* (Bloß das Nummernschild fehlte; sonst ganz nach Vorschrift)“.⁴ Kurzum: Die nachlassende Orientierungskraft der Marxschen Theorie, welche die Industriesoziologie scheinbar mühelos mit Diskursen um reelle Subsumption, Arbeiterbewusstsein, Entfremdung und Dequalifikation durch die siebziger Jahre schweben ließ, machte sich ebenso schmerzhaft bemerkbar wie das langsame Auslaufen solch wichtiger Programme wie der Humanisierung des Arbeitslebens. Dies alles stellte die Reproduktion des Faches, das sich so umfassend an den deutschen Universitäten etablieren und ebenso reputierliche wie die Diskussionen prägende, außeruniversitäre Forschungsinstitute vorweisen konnte, unter andere Bedingungen, die der Professor sehr klar erkannte. Anfang der 80er Jahre, so Gert Schmidt, sei vom

4 Arno Schmidt: *Nobodaddys Kinder: Aus dem Leben eines Fauns*: 37.

„klassischen Klassenimpuls“ in der industriesoziologischen Forschung nicht mehr viel zu erkennen gewesen und resignativ-professionelle Nüchternheit eingetreten. Auch die Kern/Schumann-Studie habe gezeigt, dass der Klassengegensatz gerade dort angegriffen sei, wo er seine „phänomenale“ Basis habe, im Betrieb, und als analytische Kategorie lebensweltlich austrockne (Gert Schmidt 1990: 7)⁵. Die Konsequenz, die er daraus zog, war, die Industriesoziologie an den Diskurs der Organisationsgesellschaft anzuschließen und damit zugleich analytisch stärker an Weber zu binden. Wie dies geschehen könne, zeigte er unter anderem am Weberischen Konzepts des Einverständnishandelns auf, das er für die industriesoziologische Analyse fruchtbar machte. Doch dabei blieb es nicht. Auch mit Simmel, dessen Werk er von 1989 an mit herausgibt, gedenkt er die theoretischen Grundlagen des Fachs zu erweitern und dessen festgefahrene Kapitalismusanalyse neu zu orientieren. Sein lebensphilosophischer Ansatz dient ihm zugleich als „spielerische“ Ergänzung zum systematischen Weber und bringt seine bereits früh entwickelte kultursoziologische „Saite“ wieder neu ins Schwingen.

Szenenwechsel: Wir befinden uns im Jahr 1937. Zwei Männer spielen in der Kantine der Greiff-Werke in Greiffenberg Schach. Als Schwarzer spielte der eine gerne das eher ungewöhnliche Doppel-Fianchetto, wonach die Läufer auf b7 und g7 postiert werden, als Weißer die fragwürdige Orang-Utan-Eröffnung b2-b4. Trotz der Zweifel des anderen am Geschick des Schachgegners entsteht eine Bekanntschaft, die auch dann noch hält, als der eine Betriebsorganisator wird und der andere in den Krieg muss. Zwischen Astronomie und Nietzsche, Edgar Allan Poe und Logarithmen-Tabelle, James Joyce und Urknalltheorie entspinnt sich ein – zwar immer wieder unterbrochener – Faden des Austausches, der beide anregt und prägt. Der eine wird zu *dem* Sprachspieler der deutschen Literatur, dessen Schaffen bis heute auf avantgardistischer Höhe bleibt. Der andere versteht es nicht nur, Fabriken zu leiten und Psychotechniken zu studieren, sondern hält darüber hinaus Vorträge über Astronomie und ist nach eigenen Worten zeitlebens ein „Müßiggänger im Reiche des Wissens“ (Nietzsche). Schopenhauer und Nietzsche geben ihm dabei philosophischen Rückhalt – ohne dass er nach eigenem Bekunden eine weltanschauliche Position sein eigen nennen könne, es sei denn eine an Feuerbach orientierte Religionskritik. Sein Sohn wird später nicht zufällig die Schrift Simmels zu „Schopenhauer und Nietzsche“ herausgeben und diesen mit dem Verweis auf die „subjektive Einheit“ der beiden „durch die dahinterstehende Lebensstimmung“ zitieren. Daran lässt sich anschließen. Sie haben wahrscheinlich längst erraten, wer die beiden Schachspieler sind: Arno Schmidt und Johannes Schmidt,

5 Gert Schmidt (1990): Neue Produktionskonzepte, veränderte betriebliche Interessensstrukturen und Wandel institutioneller gesellschaftlicher Konfliktregulierung versus alte Klassengesellschaft. Ein industriesoziologisch angeregter Beitrag zum Thema: Von der „Klassengesellschaft“ zur „Organisationsgesellschaft“, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 15, No.2: 3-16.

der Vater von Gert Schmidt. Beider Wirken bilden starke Orientierungspunkte für Werk und Leben des Sohnes, bis in dessen religiös eher unmusikalische, aber gleichwohl positive Lebensgestimmtheit hinein. Aber natürlich finden auch seine Kreativität und sein Assoziationsreichtum hier ihre Wurzeln. Sein uns allen bekannter Wortwitz, seine Vorliebe für Ein- und Ausklammerungen, die kreative Nutzung von An- und Abführungszeichen, sein Hang zur Raffinesse in der wissenschaftlichen Argumentation – all dies findet in den beiden Schachspielen einen fruchtbaren Hintergrund, einen stetig mitlaufenden Sinnhorizont. Ganz zu schweigen von der keineswegs durchgängig pessimistischen, sondern fröhlichen und feierlichen, ironischen und pathetischen, humanen und tierlieben Grundstimmung der philosophischen Ahnherren, die ebenso ihren späten philosophischen „Ziehsohn“ kennzeichnet – auch wenn aus Schopenhauers Pudel Atman (oder Butz) ein Tibetterrier namens Ponia geworden ist.

Damit sind wir auch schon – last but not least – in Franken, jener seit 1992 bewährten beruflichen Heimat Gert Schmidts mit ihren kalten Zipfeln und warmherzigen Typen, jener exotischen Mischung von bodenständig und schräg, die einen mitnimmt, ob man will oder nicht. Die Welt zu Gast in Franken – das war unter anderem Gert Schmidts Verdienst, welcher der Globalisierungsforschung in Erlangen eine Adresse gab und vielfältige Projekte durchführte, mit denen sich sein Wirkungskreis von Osteuropa über Japan, China und Korea bis nach Mexiko, Australien und Neuseeland erweiterte. Die „Windsbräute“ trugen ihn zwar in alle Himmelsrichtungen, aber das Institut machte das Zurückkommen immer leicht, ermöglichte es, sich fern von zuhause zuhause zu fühlen und umgekehrt. Denn dass Exzellenz und Zusammenarbeit sich nicht ausschließen müssen, die Arbeit für und am Institut der eigenen Arbeit nicht abträglich sein muss – dies belegte das Institut ein um das andere Mal. Aber wer viel zu geben hat, hat auch viel zu verlieren und deswegen bin ich sicher, dass dies heute kein wirklicher Abschied sein wird, sondern ein Anlass zur Fortsetzung dieser fruchtbaren Zusammenarbeit mit anderen Mitteln und vielleicht bisweilen auch an anderen Orten.

Szenenwechsel, der letzte: Wir schreiben das Jahr 2015. Fünf Jahre bereits kooperiert das Institut nun mit der freien Universität Kampen auf Sylt. Unter der Leitung eines seit längerem dort verkehrenden Professors ist ein Zentrum für kultursoziologische Studien entstanden, das von Managern, Sozialwissenschaftlern und Studierenden gleichermaßen besucht wird. Kurse über die „globale Autogenese“ oder den „Wandel des Wandels“ stehen hier ebenso auf dem Programm wie die teilnehmende Beobachtung des „Volxlebens am Meer“. Auch Themen wie „Vom Hund zum Seehund: Auf den Spuren nordfriesischer Evolution“ werden unter Berücksichtigung verarmender Sinnprovinzen nicht ausgespart. Weit über Kampen hinaus hat der Sylter Ansatz von sich reden gemacht. [Für Fortgeschrittene sind Reden an den Strandhafer vorgesehen und eine Art „Tiden-Sudoku“, für

das die Sandbänke zwischen den Prielen genutzt werden.] Selbstverständlich sind die Erlanger, Bamberger und Heidelberger Soziologen/-innen regelmäßig zu Gast. Der Professor selbst tut allerdings, was er immer getan: Er hält den Sozialwissenschaften dort, wo sie zu modisch geworden, den Spiegel ihrer eigenen Praxis vor und belebt ihre Diskussionen, wo sie zu festgefahren und eng erscheinen – mit einem fortentwickelten Rekurs auf die kultursoziologische Klassik. Und er liest in Nietzsche, unter der Überschrift „Wir Furchtlosen“: „Endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, ... [gesetzt selbst, daß er nicht hell ist,] endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so offenes Meer“ (Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, 1886, Fünftes Buch: 343).

In diesem Sinne wünschen wir dir, lieber Gert, weiterhin viel Wind in den Segeln und noch viele Abenteuer – nah und fern des Heimathafens.

Globalisierung als Auto-Kapitalismus
Studien zur Globalität moderner Gesellschaften
Hessinger, P.; Pohlmann, M. (Hrsg.)
2017, VIII, 300 S., Softcover
ISBN: 978-3-658-17704-1